



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Otto Eduard: Herbstbilder von der Röder und der Pulsnitz : 2.
Eine Fahrt um die Meißnisch-Lausitzische Nordostgrenze

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Dem Himmel muß man Liebesnot vertrauen,
Gold schafft uns Land, das Schicksal unsre Frauen.

Auch hier also ist Falstaff Folie. Dies — nicht etwa die „Unlust“ des Dichters — ist auch der Grund, warum Falstaffs Humor hier „nicht so siegreich“ hervortritt wie in Heinrich dem Vierten. Einesteils liegt seinem Charakter die Rolle, die er hier spielt, nicht — die einzige Form der Liebe, deren er fähig ist, wird uns ja im zweiten Teil von Heinrich dem Vierten geschildert —; vor allem aber ließ die Zartheit des Gegenstands eine humoristischere, also mildere Darstellung seines Gebarens nicht zu; die Pointe des Lustspiels würde dadurch zerstört worden sein. In einer Apotheose der echten uneigennütigen Liebe — das sind die „Lustigen Weiber“ — konnte ein Charakter wie Falstaff, der sich nicht schämt, sogar dieses heiligste der Gefühle zu mißbrauchen, nur verhöhnt werden, und die großartige Ironie, mit der das geschieht, ist Shakespeares durchaus würdig und zeigt sein Genie und seinen Humor in ihrer vollen, überlegenen Größe.



Herbstbilder von der Röder und der Pulsnitz

Von Otto Eduard Schmidt

2. Eine Fahrt um die Meißnisch-Lausitzische Nordostgrenze



Die alte Mark Meissen bestand aus den Gauen Nisani und Dalamingzi. Beide hatten als Südgrenze den ungeheuern Urwald des östlichen Erzgebirges, den Miriquidi, als Nordgrenze Dalamingzias dienten die von Mühlberg (Moleberg = Grenzburg) zur untern Röder und Schwarzen Elster streichenden Wälder, die durch den Teufelsgraben (von den Ratschhäusern bis Roselitz) und andre Befestigungen unwegsam gemacht worden waren. Weiter nach Osten zu war die Pulsnitz oder vielmehr die die Pulsnitz auf beiden Seiten begleitenden Wälder die Grenze gegen die slavischen Gaue der Lusizi (Niederlausitz) und Milzieni (Oberlausitz). Denn die Deutschen liebten nicht wie die haarscharf messenden Römer die Linear- grenze, sondern die breite Flächengrenze; erst allmählich haben sich Bachgrenzen und durch Steine bezeichnete Grenzlinien bei ihnen eingebürgert.

Die fortschreitende Besiedlung hat die alten Grenzwälder gelichtet, die Teilung Sachsens im Jahre 1815 hat die Grenzbezirke der Mark Meissen politisch zerrissen, aber alte Grenzen haben ein zähes Leben. Vielleicht sind noch Spuren ihrer Organisation oder andre bemerkenswerte Denkmäler der Vergangenheit in diesen nur selten aufgesuchten Gegenden erkennbar — so dachte ich, als ich mich an einem schönen Herbsttage zur Reise dahin anschickte. Denn für den Sachsen hört ja die Welt für gewöhnlich in Großenhain auf, und sie beginnt nordwärts erst da wieder, wo ihm die überwältigende Lichtfülle der großen Halle des Anhalter Bahnhofes sagt: Du bist in Berlin. Für das, was dazwischenliegt, hat der moderne Reisende keine Zeit übrig. Deshalb empfindet man so einen

gewissen Vorgesmack von Entdeckerfreude, wenn man auf der von Großhain nordwärts führenden Landstraße dahinfährt. Sie ist recht gut in stande, aber doch still und leer — nur dann und wann schleicht der müde Klepper eines mit Leinwand überdeckten Botenfuhrwerks aus den nördlichen Walddörfern an uns vorüber. Dann und wann leuchtet auch aus dem fast baumlosen, grünen Wiesenlande das stahlblaue Wasser eines Sumpfes auf, den ein dichter Gürtel rostbraunen Rohres umschlingt, ein Versteck für Wildenten und Wasservögel aller Art. Allmählich rückt uns von Norden her eine ununterbrochene schwarze Waldlinie näher: das Pfeifenholz, die Heidel- und die Finkenberge, die die Röderniederung von der der Pulsnitz trennen. Aber wir fahren ihnen nicht weiter entgegen, sondern biegen beim Vorwerk Stroga links ab nach Zabeltitz und erreichen bei diesem erinnerungsreichen Orte wieder die Röder. Wir machen hier nicht Halt, so verlockend auch die beiden Schlösser aus den hohen Wipfeln des Parks herüberschauen, sondern fahren der Röder parallel durch den Wald nach Raden. Dieser Weg führt durch ein wonniges Gelände, das uns anmutet wie ein großer englischer Park. Rechts und links von uns äsen die Rehe unter majestätischen Eichen — die letzten Strahlen der Novembersonne machen den stillen Spiegel eines schilfumrankten Teiches erglühen —, dann gehts durch Raden und wieder an schönen Teichen vorüber nach Frauenhain.

Das ist ein langgestrecktes deutsches Straßendorf, d. h. seine Gehöfte liegen zu beiden Seiten einer hindurchführenden Straße — des Strehla-Ortrander Zweiges der hohen Straße —, am Westende steht zwischen schattigen Parkanlagen und Teichen das stattliche, turmgekrönte, mit Eisen und Wein bewachsene Schloß, dessen ehrwürdiges Gemäuer nicht nur eine Kiesenkette alter Erinnerungen, sondern auch ein sehr wertvolles Archiv umschließt. Hier machen wir Halt und versuchen in kurzen Zügen ein Bild der Entwicklung dieser wichtigen und für die ganze Umgegend typischen Ortschaft zu geben.

In der Zeit der deutschen Eroberung lag hier inmitten der Wälder, Seen und Sümpfe ein kleiner slavischer Rundling, dessen Namen wir nicht kennen. Die Anlage eines deutschen Hofes und eines deutschen Dorfes ging, wie der Name der neuen Gründung Frauenhain, d. h. „Hag unsrer lieben Frau,“ andeutet, auf eine geistliche Grundherrschaft zurück. Seit der Mitte des elften Jahrhunderts hatten die Bischöfe von Naumburg von den Kaisern Heinrich dem Dritten und Heinrich dem Vierten allmählich das ganze Gebiet von Hirschstein an der Elbe bis Strehla und einen jenseits des Stroms sich spitzwinklig verjüngenden Streifen geschenkt erhalten, dessen östlicher Scheitelpunkt Ortrand war. Vermutlich wollten die Kaiser diesen wichtigen Keil vor kurzem erst eroberten Landes, das die beste Einfallspforte aus Sachsen nach Polen war, in eine besonders getreue und sichere Hand bringen. Sowohl Bischof Walram (1089 bis 1111) als auch seine Nachfolger Dieterich der Erste (1111 bis 1123) und Udo der Erste von Naumburg (1125 bis 1148) waren besonders als Kolonisatoren tätig. Von einem von ihnen ging wohl auch die Anregung zur Kolonisation des Rödergebiets aus. Als ältester Stützpunkt der deutschen Herrschaft in dieser Gegend muß wohl Tiefenau gelten, das schon 1013 als *Difnowo cethla* (= castrum) erwähnt wird und im Jahre 1259 zwei naumburgische Schlösser

hatte. Im zwölften Jahrhundert, der Blütezeit der deutschen Kolonisation, kamen Frauenhain und die benachbarten deutschen Dörfer hinzu. So entstand denn zunächst ein befestigter bischöflicher Hof (villa) an der Stelle des heutigen Schlosses und östlich davon bis dicht an das Slavendorf heran, das den größten Teil seiner Flur abtreten mußte, ein deutsches Dorf. Es waren, wenn man aus der Bauweise der Bauernhöfe in Frauenhain einen Schluß ziehen darf, fränkische oder thüringische Kolonisten, die entweder von Tiefenau oder von Hain her, geleitet von einem Unternehmer (locator), auf festgefügtten Ochsenwagen mit Weib und Kind, mit Sack und Pack hier anlangten und einen etwas höher liegenden Platz zwischen dem Bischofshofe und dem Slavendorfe, die Stelle, wo jetzt die Kirche und der Kern des Dorfes liegen, mit einem Graben und geflochtne Schanzwerk umhegten. Innerhalb des Hages wuchsen bald die schlichten Lehm- und Fachwerkhäuser und die rechtwinklig dazu gestellten Scheuern empor, in der Mitte der neuen Siedlung aber erstanden das Holzkirchlein „Unserer lieben Frauen“ und davor das Balkengerüst für die Glocke, deren Klänge bald verheißungsvoll über die stillen Wasserspigel der großen Teiche und Sümpfe dahinzitterten. Die Glocke war wohl eine Stiftung der naumburgischen Propstei Hagen (= Großenhain), von dort war auch der Kaplan der jungen Gemeinde gekommen. Hinter den Gehöften, außerhalb des Hages, erstreckten sich in langen parallelen Streifen die Hufen (etwa je 100 sächsische Scheffel = 27 Hektar) der Ansiedler, der Locator erhielt eine Doppelhufe, das Richteramt und die Schankgerechtigkeit. Auch im benachbarten Slavendorf wurde ein deutscher Richter angesiedelt: er hieß Siboto, und nach ihm hieß das Slavendorf noch 1284 Sibotundorf, später wurde es als Lutendorf (Lutendorf = Dorf der Hörigen) bezeichnet und ist neuerdings ganz in Frauenhain aufgegangen.

Schon 1228 wird Frauenhain in einer Bulle Gregors des Neunten in seiner dreigliedrigen Form genannt: villa in Frowenhayn cum parochia ibidem sita et aliis suis pertinentiis. In der folgenden Zeit gewinnen die Markgrafen von Meißen, ursprünglich nur Beamte des Kaisers, als domini terrae eine immer steigende Gewalt auch in den Gegenden, die eigentlich dem Naumburger Bischof gehören: dem Namen nach sind die Markgrafen Lehnleute des Bischofs, in Wahrheit aber die eigentlichen Landesherren. Ihre Stellung wächst noch durch Kauf: so hat Heinrich der Erlauchte 1284 das Schloß Tiefenau mit seinen Wäldern und Gehölzen, ferner Frauenhain mit Sibotundorf, Raden, Böhla und andre Dörfer vom Bischofe an sich gebracht. Die ersten uns bekannten Ritter der Meißner Markgrafen, die Frauenhain zu Lehen tragen, sind im Jahre 1349 die Gebrüder von Röckeritz, auf die man wohl die Erbauung eines Schlosses gotischen Stils und der steinernen, mit mehreren Altären ausgestatteten Kirche zurückführen kann. Frauenhain war damals schon ein bedeutender Ort: es ist eins der 47 Kirchspiele der längst nicht mehr naumburgischen, sondern Meißner Propstei Hain, und zwar eins der bedeutendsten; denn es zahlt fast denselben Bischofszins nach Meißen wie Hain selbst. Die Röckeritze waren eins der mächtigsten Geschlechter der Meißner Grenzlandschaft. Wir finden sie im vierzehnten und im fünfzehnten Jahrhundert auch in Zabeltitz, Rnemhlen, Eröbelsn, Saathain, Tiefenau, jenseits der Grenze in Eßterwerda, Senftenberg, Altdöbern u. a. In

Frauenhain machen sie schon 1392 dem nicht minder bedeutenden Geschlechte der Pflug Platz, die zuerst mit Otto und Nikol Pflug von ihrem alten Stammsitze auf Strehla hier herüber wuchsen. Beide zogen dann im Jahre 1413 mit Friedrich dem Streitbaren auf das Konzil zu Konstanz; zwei andre Träger derselben Namen sind 1426 vor Rußig im Kampfe gegen die Hussiten den Heldentod gestorben. Der Sohn des erstgenannten Nikol Pflug, namens Otto, war einer der mächtigsten Vasallen Friedrichs des Streitbaren, denn der im Frauenhainer Rittergutsarchiv erhaltene Lehnsbrief von 1425 verleiht dem „gestrengen riter Ern Otte pflug geseffen czu frowenhayn“ wegen der vielen Dienste, die er ihm „langerzeit mannsfeldbyglichen getan: das Slos und dorff frouwenhayn, Bressen (Brösen), Pulfen, Raden, die trugebele (Treugeböhla) und auch das Slos und dorff Tiffenaw, Waynstorff, Spansbruck, Mißko, Lichtensehe, Wullennz (Wüllnitz), Strumen (Streumen), Peritz, Nederaw (Röderau), Pobrisse (Boberfen) und was er zcinse had zeu Zeyten (Zeithain) und zeu Fichtenberg.“

Gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts waren Hans und Antonius Pflug im Besitze von Frauenhain. In dieser Zeit (1499) wurde ein dritter Altar „der drei Könige“ in der Kirche gestiftet; er ist, gerade wie der des heiligen Kreuzes, jetzt verschwunden; aber der Flügelaltar der Jungfrau Maria ist noch vorhanden, vermutlich ein Werk aus eben dieser Zeit oder vom Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Er enthält in der Mitte in etwa einen Meter hohen geschnitzten Figuren die gekrönte Himmelskönigin auf einer Mondstichel, rechts davon Petrus mit dem Schlüssel, links Paulus mit der Bibel, im Seitenflügel Johannes mit dem Kelch und Maria Magdalena mit der Salbenbüchse. Das untere Mittelfeld enthält eine kleinfigurige Geburt Christi und rechts und links die Wappen der Pflug und der Röderitz: also waren die Stifter wohl Hans und Antonius Pflug und die in den eingepfarrten Dörfern Merzdorf und Strauch geseffenen Röderitz. Zu dem Altare gehörten ursprünglich wohl auch die beiden jetzt an den Wänden angebrachten Tafelbilder Johannis des Täufers und des heiligen Antonius mit den Attributen der Antoniusherren (Schwein mit Bettelglocke und ägyptisches Kreuz). Dieser Altar ist offenbar ein Werk der Großenhainer Schule, über deren Bedeutung schon früher einiges gesagt worden ist (S. 157).

Im sechzehnten Jahrhundert ist auch das Frauenhainer Schloß unter Benutzung der ältern Teile in einen hochgiebligen Renaissancebau verwandelt worden. So stand es noch 1705, nur auf einer Bohlenbrücke zugänglich, als mit Tham Sigismund Pflug der letzte männliche Sproß der Frauenhainer Linie des berühmten Geschlechts starb. Erst 1744 kam der alte Besitz wieder in feste Hände, als ihn der Freiherr von Palm, „Edler Bannerherr auf Steinbach, Balzheim, Bodelshofen, Simingen und Lauterbach, Churf. Sächs. und Königl. Poln. Geheimerat,“ erwarb. Von ihm ging das Gut durch Erbschaft an die Familie von Weißenbach und durch Heirat 1840 an den K. S. Hofmarschall von Globig über.

Die Anlage der deutschen Dörfer östlich von Frauenhain bis nach Ortrand hin ist, da es sich hier zugleich um die Regulierung der Grenze gegen die Niederlausitz handelt, schwerlich ohne die Mitwirkung der Meißner Markgrafen vor sich gegangen. Auf dieser Linie war ein zusammenhängender Zug bewal-

deter Hügel vorhanden — Pfeife, Heibelberge, Finkenberge, Latschenberg —, diesen hatten schon die Dalamingier als Deckung gegen die nördlicher wohnenden Liutizen benutzt, denn ihre Dörfer von Zabelitz bis Blochwitz und Krausnitz hinüber lagen meist hinter, also südlich von der Kammlinie, nur Gröden, Rmehlen und ein Rundling in der Nähe von Großthiemig lagen wie vorgeschobne Posten am Nordabhange. In dieses dünn bevölkerte Land führten nun die Deutschen eine ganze Reihe von Frankendörfern hinein, von denen nur Strauch und Niegerode im Waldlande selbst, die andern aber wie eine Vorpostenkette am Nordabhange lagen mit freiem Blick über die Niederungen der Pulsnitz und der Schwarzen Elster, längs des uralten von Strehla her ostwärts führenden Verkehrsweges. Diese Dörfer sind Wainsdorf, Merzdorf (Martinsdorf), Seiffertsmühl, Hirschfeld, Großthiemig, Frauwalde, Groß-Rmehlen, Ortrand und Burkensdorf. Sie waren in der ältesten Zeit vermutlich durch Verhaue untereinander verbunden und leisteten hier die Grenzschutz gegen die Niederlausitz in ähnlicher Weise, wie ehemals im rheinischen „Zehntland“ die Kastelle des römischen Limes. Zu ihren Füßen sahen die fränkischen Ansiedler einen stundenlangen, auch mehrere Stunden breiten Urwald, den die zwischen der oben genannten südlichen und einer nördlichen Hügelkette (Hohenleipisch, Döllingen) versumpfenden Flüsse, die Pulsnitz und die Schwarze Elster, gebildet hatten, den alten Grenzwald der Semnonen und Hermunduren, der Lufizi und Dalamingier, jetzt der Meißner und Niederlausitzer. Der alte Wodansglaube hatte sich bei ihnen in die Angst vor dem wilden Jäger und dem wütenden Heer verwandelt — wenn sich nun im Herbst die weißen Nebelschleier aus dem Sumpfwald hoben, und das Brüllen des Elchs und des Auerochsen aus der Tiefe herauftönte, da fürchteten sich nicht nur die Ahnfrau und die Kinder, sondern auch den Männern war es wie eine tröstende Verheißung der Nähe des Christengottes, wenn der Sakristan in der Dämmerstunde tenebrae das Glöcklein läutete. Sie nannten den unheimlichen Wald, den sie vor sich sahen, den Schraden, d. h. den Wald der bösen Geister (alt-hochdeutsch *scrato* = böser Geist, neuhochdeutsch Schrott), gerade so wie den Meißnern der südliche Grenzwald „Miriquidi“ als der grauenerregende schwarze Wald erschien. Der Schraden führt noch heute seinen Namen aus der Zeit der ersten deutschen Ansiedlung; die Dörfer, die an ihm liegen und sich manches besondere bewahrt haben, heißen noch heute im Volksmunde die Schradendörfer. Sie zogen durch Holzschlagen an den Rändern des Urwalds und durch Wiesenbau aus ihm Nutzen, so gut sie konnten, und der Schraden galt jahrhundertlang für die Mark Meißens als eine ungeheure Holz- und Wildbretkammer.

Aber allmählich entstand doch Streit über die Handhabung des Jagdrechts und die Holzgerechtigkeiten; das Jagdrecht nahm die Landesherrschaft für sich in Anspruch, allen übrigen Streit aber schlichtete der große Volkswirt Kurfürst August mit seiner Schradenordnung vom Jahre 1584. In den Schradendörfern überwog der Hopfenbau (der Dorfname Rmehlen bedeutet Hopfendorf), Rindvieh-, Pferde- und Gänsezucht bei weitem den Getreidebau. Noch im Jahre 1816 muß die Schradenlandschaft eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Spreewald gehabt haben; denn ein Berichterstatter aus dieser Zeit schreibt: „Gewöhnlich muß im Schraden der Bauer oft halb nackt das Gras im und unter dem Wasser

hauen, dann mühsam auf erhabnere Plätze zum Trocknen schleppen, und wo man mit Fuhrwerk nicht hingelangen kann, oder wenn das Gesez die Anwendung desselben verbietet, in Körben auf dem Rücken wohl stundenlang nach Hause tragen. . . . Einen Tag hindurch barfuß die Sümpfe zu durchwaten, hält der dortige Bauer für eine Universalmedizin, und die Schradenmädchen, welche das Viehfutter aus Moor und Wasser holen müssen, bleiben ebenso rotbäckig und kerngesund wie ihre Schwestern in lachendern und trocknern Gegenden. Branntwein, Kartoffeln, Speck und Fische sind die gewöhnliche Nahrung des Schradenbewohners, der sich durch einen nervigen Körperbau und durch rohere Sitten merklich von den Landleuten in der Gegend von Meissen, Lommatsch usw. unterscheidet." In der Tat sagt man noch heute z. B. in Meissen von einem altmodischen Menschen: „Ach, der ist wohl aus dem Schraden“; der Waldschratt ist ja durch Gerhart Hauptmanns „Versunkne Glocke“ sogar in die Literatur eingeführt worden.

Ich hatte noch am Abende von Frauenhain aus Elsterwerda erreicht. Dieses Städtchen, im fünfzehnten Jahrhundert im Besitz der Röckeritz, im sechzehnten bei den Maltitz, dann 1727 von August dem Starcken erworben und zum Kammergut gemacht, hat außer dem am linken Elsterufer auf künstlicher Anhöhe liegenden, ehemals kurfürstlichen Jagdschlosse kaum etwas Bemerkenswerthes aufzuweisen — ich müßte denn meine Verstimmung darüber registrieren, daß der gemüthliche Stammtisch des besten Gasthofs durch ein darauf liegendes Exemplar des giftigen und gemeingefährlichen Anarchistenblattes „Simplizissimus“ verunziert war. Als nun der nächste Sonnenaufgang einen wunderschönen Morgen heraufführte, beschloß ich meinen Weg durch den Schraden zu nehmen und dabei auch die wichtigsten Schradendörfer kennen zu lernen. Ich fuhr also an der kursächsischen Postsäule vorüber, die noch heute dem Wanderer verkündet, daß es 141 Stunden von Elsterwerda bis Warschau seien, besichtigte das anmutige Schloßchen, das von 1776 bis 1796 dem mit dem Geisterreiche korrespondierenden Herzog Karl von Kurland als Sommeraufenthalt diente, bewunderte die beiden riesigen Platanen des Gartens, der jetzt als Spielplatz des im Schlosse untergebrachten Seminars dient, und bog bei Krauschwitz links ab in den Schraden hinein. Bald war ich in einer weiten, melancholischen Ebne. Rings um mich her lagen riesige Felder mit schwarzem Moorboden, aber der Wald oder das Erlengebüsch, das ich zu finden hoffte, war verschwunden. Auch offene Wasserspiegel, die in der Beleuchtung des schönen Herbstmorgens besonders belebend gewirkt hätten, fehlten. Das ist die Folge der großen, vor ungefähr fünfzig Jahren vorgenommenen Entwässerung und der damit zusammenhängenden Entholzung. Nur ganz in der Mitte des Schradens hat sich noch der Wald des Oberbuschhäuser Reviers erhalten. Mehrere Tausend Acker pflugfähigen Landes und guter Wiesen sind so gewonnen worden, aber die Einförmigkeit der Gegend hat durch die Meliorationen noch zugenommen. Und doch — wer möchte behaupten, daß diese Gegend alles Reizes entbehre? Wie tröstende Gestalten erheben sich hie und da, namentlich an den Entwässerungsgräben, die weißen Stämme einzelner Birken aus dem schwarzen Erdbreich und lassen ihr herbftliches Laub, das sich wie zitterndes Gold vom tiefblauen Himmel abhebt, leise im Morgen-

winde rauschen. Hoch oben im Lichtäther zieht ein gewaltiger Stößer in majestätischer Ruhe seine Kreise. Dann verfinstert sich plötzlich eine Hälfte des Himmels, die südliche, wo die Sonne steht, die nördliche bleibt azurblau. Der finstre Wolfenschleier aber, der über dem Mittag lastet, öffnet ein Auge, aus dem steigen goldne Lichtbündel herunter und wandern, sich in der Tiefe verbreiternd, wie das Licht eines elektrischen Scheinwerfers unten hin und her, bald diesen Fleck der Ebne beleuchtend, bald jenen. Wer sein Auge gewöhnt hat, die auf-fallenden Wandlungen der Licht- und Luftphänomene zu beobachten, der wird es hier nicht langweilig finden. Und in der Tat, die Schradeneinsamkeit und die nordwärts über den Schraden sich erhebenden Wälder des Gordenforstes haben schon in dem Dresdner Franz Schreyer (geb. 1859 in Leipzig-Neuditz) ihren Maler gefunden. Nicht weit von der Bahnstation Hohenleipisch, zwischen Gorden und Döllingen, hat er sich ein mit allem Bedarf ausgestattetes Blockhaus erbaut. Es liegt dicht an dem einst für die Holzversorgung der Elb-gegenden so wichtigen Floßgraben, der auch den Schraden durchzieht, in tiefster Waldeinsamkeit. Von da aus durchstreift der Künstler in großen Wasserstiefeln, den Tragkorb mit dem Malgerät auf dem Rücken, das Beil in der Hand, um schnell aus ein paar umherliegenden Stangen eine improvisierte Staffelei zu zimmern, die Gegend und belauscht die Natur zu jeder Jahreszeit, zu jeder Tag- und Nachtzeit in ihren geheimsten Regungen. Er ist Freilichtmaler in des Wortes eigentlicher Bedeutung, denn er malt fast immer im Freien, auch im Winter, wenn der Schnee auf der Heide liegt und das Eis die zahlreichen Wassergräben überbrückt.

Unser Weg führt zu dem einsamen Vorwerk Reisdamm, aber wir biegen vorher südöstlich ab, um an Torfstichen vorüber und am „Binnengraben“ entlang eine Ansiedlung zu erreichen, deren rotes Ziegelgemäuer uns schon längst Menschen verheißt. Wir treten in den Hof: links das niedrige Wohnhaus, das auch die Viehställe enthält, rechts die Scheuer. Das Haus ist mit verwittertem Stroh gedeckt, aber sonst gut imstande. Ein erwachsener Sohn begrüßt uns und gibt freundlich und mit Verständnis auf alle Fragen Bescheid — bald ertönt auch aus dem nahen Stalle die Herrscherstimme der Mutter, sie vervollständigt unsre Wissenschaft: vierzehn Kinder hat sie auf der einsamen Scholle dem Manne geboren und meist großgezogen — ihr Leben war Arbeit und wieder Arbeit, sie hat keine andern Großstädte gesehen als Elsterwerda und Ortrand, aber sie murren nicht und hat sogar Zeit gefunden, dem Haushalt ein wenig Anmut einzugliedern: ein Weinstock schüttelt seine dünnen, ungerreifen Trauben gegen den Kalk der Hauswand (der Vater ist schuld daran, daß sie nicht reif geworden sind, denn er hat, um die seltenen Sonnenstrahlen dieses Sommers alle für seine Trauben einzufangen, die deckenden Blätter mit der Schere abgeschnitten), auf dem Fensterstocke blüht die blaue Männertreu, und ein sorgfältig umhегter Rosenstock links von der Haustür liebäugelt mit einer Knospe gegen die Novembersonne. Aber die Frau spricht nicht das gute Meißnisch, das ich abends im Gasthose von Elsterwerda und überall sonst auf meinem Wege gehört habe, sondern sie quirlt das l und das r nach Lausitzer Art. Und das hat seinen guten Grund, denn sie ist in Blessa zuhause, das nordwärts vom Schraden,

aber dicht an der Elster liegt. So ist die alte Meißnisch-Lausitzer Grenze auch noch am Dialekt erkennbar.

Wenig später erreichte ich die hohen Dämme, zwischen denen die kanalisierte Pulsnitz ihr sammetbraunes Wasser schwermütig dahin trägt — sie allein bieten in der weiten Ebne eine unbehinderte Aussicht: nach Süden zu sieht man drüber an der bewaldeten Berglehne die um schlanke Kirchtürme gescharten alten Meißner Grenzdörfer, nach Norden zu die Lausitzer Gegenfront: Hohenleipisch, Döllingen, und dahinter den Gordenforst, wo Franz Schreyers Hundingshütte verborgen liegt. Hier am Pulsnitzufer traf ich auch den Hausherrn des vorhin besuchten Gehöftes mit Kutenschneiden beschäftigt. Er trug seine Vater Sorgen wohl leichter als mancher in der Stadt, denn sie hatten ihm noch kein einziges Haar gebleicht. Er erzählte mir, daß sein Vater das Haus erbaut habe und alle Materialien dazu noch mit dem Rahne hätte herbeiführen müssen. Jenseits der Pulsnitz — hier Pulze genannt — fuhr ich auf stillem Wege nach dem Dorfe Gröden: nur einige buntgefiederte Wildenten stoben mit lautem Flügelschlag dicht neben mir aus dem Rohre auf. Aber im Dorfe riefen die hellen Glocken in die traulich unterm Storchennest ruhende Kirche, mir besonders willkommen, weil ich nun fast die ganze Einwohnerschaft im Sonntagsstaat auf dem Kirchgange zu sehen bekam. Der Name und die ganze Anlage des Dorfes mit den eng aneinander gedrängten Gehöften zu beiden Seiten des breiten, von einem Bache durchströmten gänfereichen Dorfangers zeigte seinen slavischen Ursprung. Zu meiner Freude bewahrte auch die Tracht der Frauen und der Mädchen noch viel Aeltertümliches. Sie erinnert an die der Spreewälderinnen, nur ist sie nicht so buntfarbig und nicht so mit Watte gesteiht. Kein einziger Frauenhut wurde sichtbar, alle trugen dafür noch das schwarze oder buntgestickte Kopftuch, eine eng anliegende plüschbesetzte Tasse, faltenreiche Röcke, spitzenbesetzte Schürzen, manche auch Halbschuhe mit schwarzen Strümpfen.

Von Gröden kam ich nach Hirschfeld, das, wie der Flurname „fränkische Wiesen“ in seiner Gemarkung und die „Frankenmühle“ andeuten, sicherlich eine Gründung fränkischer Bauern ist. Es hat im ganzen auch in der Bauart den Charakter eines fränkischen Straßendorfs, doch stehn die Gehöfte im Innern des Orts mehr nach Slavenweise sehr dicht aneinander. Als ich weiter ostwärts nach Großthiemig kam, worin das slavische Kleinthiemig vermutlich im Laufe der Zeit mit aufgegangen ist, hatte ich auch das Glück, die Leute aus der Kirche gehn zu sehen. Die Tracht war ganz dieselbe wie in Hirschfeld und Gröden, aber das Herausströmen der Frauen und der Mädchen aus der Kirche in einer eng geschlossenen Masse, die sich auch die Dorfgasse hinunter als ein Ganzes weiterbewegte, hatte beinahe etwas Herdenmäßiges an sich — ich mußte dabei an eine Kolonne südslavischer Frauen denken, die ich vor Jahren in der alten Römerstadt Carnuntum bei Wien — sie wurden dort zu den Ausgrabungen verwandt — ihren Sonntagnachmittagsspaziergang machen sah, wortlos gingen sie je zu zweien hintereinander wie eine Schar der Martinsvögel, die sie mit Vorliebe züchten. Aber Großthiemig ist doch ohne Zweifel ein deutsches Dorf, ja sogar ein solches, wo sich die alte Flurteilung in Gewanne, deren jedes wieder in eine Anzahl paralleler Streifen zerlegt ist, bis auf diesen Tag erhalten hat.

Der Herr Kantor, mit dem ich nach dem Gottesdienst ein Plauderstündchen in der recht interessanten Kirche genoß, erzählte mir, daß zwar die Gemeindegüter vor fünfzig Jahren unter die Bauern verteilt worden sei, daß aber die Hufe eines jeden Gutes, da noch keine Zusammenlegung der Ackerstücke erfolgt sei, aus verschiedenen „Beeten“ bestehe, ein Stück liege in den „Vierbeeten,“ ein andres in den „Sechsbeeten“ usw. Auch ein Erblehngericht mit einer Doppelhufe (etwa zweihundert Morgen) sei vorhanden, daneben noch ein „Maltzrichter“ (= Maltzrichter) mit einer einfachen Hufe. Ist die Stellung des Maltzrichters etwa hervorgegangen aus dem Amte des Wirths des verschwundenen slavischen Kleinhiemig, der irgend einem benachbarten Maltz zinspflichtig war?

Hier ist noch manches Räthsel zu lösen, aber soviel scheint doch sicher zu sein, daß wir in den Schradendörfern, wenn sie auch zum größten Theile fränkischen Ursprungs sind, slavisch-germanische Mischformen zu sehen haben. Die Deutschen waren in der Überzahl und waren die Herrschenden: so siegte allmählich die deutsche Sprache und die deutsche Form des Ackerbaus, aber die enge Lebensgemeinschaft mit slavischen Lassiten und Smurden hat die Ansiedler in Tracht und Sitte stark beeinflusst.

Von Großhiemig fuhr ich nach Großmehlen. Auf dem Wege sieht man links im Bruchlande Frauwalde und Lindenau (mit einem Schlosse des Fürsten Lynar, das einst im Besitze des Ministers Grafen Brühl war); dieses Dorf wird, da es auf dem rechten Ufer der Pulsnitz liegt, die von hier aus einen Arm, das Grenzwasser genannt, nordwärts zur Elster schickt, gerade wie das benachbarte Tettau schon zur Oberlausitz gerechnet. Dagegen gehört Großmehlen zur Mark Meißen und ist als der wichtigste Herrnsitz unter den meißnischen Schradendörfern besonders interessant. Soweit unser Wissen zurückreicht, war hier in der Nordostecke der Mark Meißen der Grenzschutz dem mächtigen Geschlechte der Lüttichau anvertraut, die wohl von dem Dorfe Lüttichau, das südöstlich von Rmehlen im Waldblande liegt, ihren Ausgang genommen haben, gerade wie die altberühmte Familie von Ponickau ihren Ursprung doch wohl von dem Grenzorte dieses Namens (südlich von Ortrand) herleiten muß. Die Geschlechtsfrage läßt die Lüttichaus von einem Junker Hannibal abstammen, der in der Schlacht bei Lüttich 1106 von Kaiser Heinrich dem Vierten Namen und Wappen erhalten habe. Ein Bernhard von Lüttichau, dessen (späteres) Ölbild in der Vorhalle der Rmehlener Kirche hängt, ritt schon zu Barbarossas Zeit (1164) mit im fröhlichen Turnier zu Zürich. Sie waren Herren auf Groß- und Kleinkmehlen, Großhiemig, Frauwalde und Blochwitz; ihre Verpflichtung zum Grenzschutz kann man noch aus einer Urkunde des Jahres 1474 ersehen, in der Seiffart von Lüttichau] auf Rmehlen usw. seinen wettinischen Lehns-herren vorrechnet, er bedürfe jährlich vier neuer Schock Groschen als Sold für zwei Wächter, die er haben müsse, weil er „am böhmischen Landgemerke sitze.“

Im Dorfe Großmehlen fesselte mich zunächst der malerische Kirchhof, in dessen Mitte das Gotteshaus liegt. Ich betrat ihn bei der niedrigen Kriegerwohnung und ging langsam zwischen den verwitterten Grabsteinen durch. Rechts vom Wege ruhn mehrere Glieder der Familie von Altvock, links der große Politiker und Rechtsgelehrte Karl Eduard Zachariae von Lingenthal, der Sproß

einer Meißner Familie, der Begründer der vergleichenden griechisch-römischen Rechtsgeschichte, der seit 1845 auf Großmehlen seinen Studien lebte und am 3. Juni 1894 hier gestorben ist. Nahe bei seinem Grabe ist eine Gartentür, die in den Gutshof führt. Als ich mich hier nach rechts drehte, stand ich wie versteinert vor einem zauberhaften Anblick. Aus einem viereckigen Teiche erhebt sich in drei Stockwerken übereinander ein Wasserfloß, so kraftvoll und ursprünglich wie vor vier Jahrhunderten. Nichts an ihm ist geschönt und modernisiert, der Putz rauh, grau und moosig, hie und da ein schmaler Riß im alten Gemäuer, und doch nichts ruinenhaftes daran; die Fenster leuchten in hellen Scheiben, weiße Gardinen sind dahinter, während das alte rote Ziegeldach schwärzliche Dohlen mit rauschendem Flügelschlag umkreisen. So ist es alt und jung zugleich. Wie ich so da stand, mußte ich unwillkürlich an die moselländische Burg Elz denken, wo ich wenig Monate vorher einen strahlenden Septembertag verschwärmt hatte. Elz ist älter und weit großartiger nicht nur im Innern sondern auch in der äußern Erscheinung. Es atmet den Geist der romanischen Kunst und der Gotik und nur in seinem spätesten Viertel den der Renaissance, während Amehlens Außenseite mit den drei Rundtürmen an den Ecken — die vierte Ecke ist scharfkantig — durchweg das Kleid der deutschen Renaissance trägt, aber der Kern von Amehlen ist sicherlich auch viel älter, und was ihm vor allem den Reiz des Echten verleiht, das sind die zwei Holzbrücken, die sich von Ost und West von den Ufermauern auf die gewaltigen Haustüren zu schieben. Zwar stehn vor jeder dieser Brücken als Wächter zwei riesige Kastanien, aber man hat doch den Eindruck: wenig Nitzschläge würden genügen, die Brücken abzubrechen, und dann stünde das Schloß wieder so trüzig einsam mitten im Wasser wie zur Ritterzeit. Aber wozu zwei Brücken und zwei Haustüren, eine nach Osten und eine nach Westen? Eine neue Reminiszenz an Elz. Wie Elz trotz der gedrungnen Einheitlichkeit seiner Erscheinung eigentlich aus vier Schöffern besteht, die um einen schmalen Hof herum liegen, deren jedes auch einem andern Zweige der Grafen von Elz gehörte, so ist Amehlen wenigstens zweigeteilt. Mitten durch das Schloß und quer über den viereckigen Hof läuft die trennende Mauer — hüben auf der Westseite residirt jetzt der Herr von Lingenthal, drüben auf der Ostseite haufen die von Rothkirch. Sie müssen sich einander in die Fenster sehen, sie müssen sich unter im Garten gegenseitig reden hören, sie schlafen Wand an Wand. Man denke sich statt der heutigen Inassen Männer und Frauen vom Schlage der Montecchi und Capuletti — Romeo und Julia —, und das „Mikieu“ eines spannenden Schloßromans ist fertig. Diese Teilung des Ritterguts und des Schlosses ist nicht von heute und von gestern: schon ein Obrist Gottlob von Lüttichau, der 1699 starb, nennt sich auf dem Grabstein in der Kirche „Herr auf Amehlen alten und neuen Theils,“ ja sie geht wohl schon auf den oben genannten Seiffart von Lüttichau (1474) zurück, den zwei Söhne, Seiffried und Heinrich, die Stifter zweier Linien, überlebten.

(Schluß folgt)

